

Mk 9,24

Predigt zur Jahreslosung 2020,
Universitätskirche zu Münster/Westfalen,

PD. Dr. Frank Weyen,

12.01.2020

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott unserm Vater und dem Herrn Jesus Christus. Amen.

Liebe Gemeinde,

„Ich glaube, hilf meinem Unglauben“

die Jahreslosung für 2020 ist eingebettet in eine Erzählung im Markus-Evangeliums, die als Gelenkstelle des Evangeliums bezeichnet werden kann.

Jesus kehrte nach einem besonderen spirituellen Erlebnis mit dreien seiner Jünger (Petrus, Jakobus und Johannes) vom Berg der Verklärung zurück. Gott stellte diesen Jesus dort für seine drei Begleiter und für uns als Nachlesende und Nachhörende in *eine* prophetische Reihe mit Elia und Mose, die sich mit Jesus unterhielten.

Gott aber überbietet diese beiden Zeugen des Handelns Gottes mit seinem Volk Israel noch und lässt ihn selbst jene denkwürdige Inthronisationsformel sprechen: „Dies ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören.“ (Mk 9,7b)

Nicht Elia, nicht Mose, sondern Jesus, der ist Gottes Sohn.

Und nun? Jesus und seine Begleiter kehren zurück vom Berg. Sie kehren zurück in den Alltag mit seiner teils harten Realität.

Nichts mehr mit Verklärung, nichts mehr mit der Begegnung in der göttlichen Dimension, nichts mehr mit spiritueller Verklärtheit, einem guten Gefühl, dem Warm Glow der Glückseligkeit.

Nein, im Gegenteil.

Unter den Jüngern angekommen, die sich als μαθηται wohl versucht haben, als beste Schüler, um den Konfuze nachzuahmen, den Rabbi, ihren Lehrer, der ihnen doch alles beigebracht haben müsste, was er selbst als großer Wunderheiler vor den Augen der Leute getan hatte.

Aber, und das mag die Pointe unserer Perikope und letztlich auch der Jahreslosung sein:

Es geht nicht darum, die Kunstfertigkeiten eines Heilers zu erlernen.

Es geht nicht nur darum, sich von Jesus alles abzuschauen, und es dann ihm gleich zu machen.

Es geht nicht darum, Konfuze nachzuahmen und der beste Schüler des Konfuze zu sein, der ihn am besten nachahmen kann.

Nein, es geht im Grunde um jeden Jünger selbst, um jeden Gläubigen selbst, um das persönliche innere Verhältnis zu Gott. Es geht darum Jesus nachzufolgen und nicht darum, Jesus nachzuahmen.

II

Und, was ist mit der Krankheit, was ist mit dem Vater des epilepsiekranken Kindes?

Es mussten höhere Mächte sein, die hier Auslöser und Einhaltgebieter sein konnten: „Meister, ich habe meinen Sohn hergebracht zu dir, der hat einen sprachlosen Geist. 18 Und wo er ihn erwischt, reißt er ihn zu Boden; und er hat Schaum vor dem Mund und knirscht mit den Zähnen und wird starr. Und ich habe mit deinen Jüngern geredet, dass sie ihn austreiben sollen, und sie konnten's nicht. Und weiter: 21 Und Jesus fragte seinen Vater: Wie lange ist's, dass ihm das widerfährt? Er sprach: Von Kind auf. 22 Und oft hat er ihn ins Feuer und ins Wasser geworfen, dass er ihn umbrächte.“

Epilepsie als cerebrale Erkrankung des Gehirns ist eine Krankheit, die uns auch heute noch verzweifeln lassen kann.

Wer unter dieser Krankheit leidet, lebt mit der stetigen Befürchtung, dass diese unvermittelt jederzeit zuschlagen kann, einen zu Boden reißt und man danach mehrere Tage der Erholung meist in einem Krankenhaus verbringen muss.

Heute bemerken wir es meist nur dann, dass jemand unter dieser Krankheit leidet, wenn sie sich als Krampfanfall ereignet.

Meistens sind wir dann überrascht, manche verwirrt, manche hilflos, manche aber als Kundige wissen, was dann akut und in Folge zu tun ist.

Nur, wer die Auswirkungen dieser Erkrankung einmal erlebt hat, kann sich vorstellen, was es bedeutet, darunter als Patient zu leiden.

„Mondsüchtig“ nannte man diese Erkrankung zu Jesu Zeit.

Ein Geist musste es sein, der diese Symptome verursachte.

Es lag also nicht in menschlicher Hand, mit dieser Krankheit Umgang zu haben.

Wichtig jedoch scheint mir hier die Geschichte hinter der Geschichte zu sein, der wir nachhören, ja nachspüren müssen, um die Jahreslosung zu verstehen.

Die Geschichte hinter der Geschichte ist die Verzweiflung über die gesellschaftliche Ausgrenzung, die nun schon viele Jahre für den Vater und seine ganze Familie zu einer sozialen Isolation geführt haben mag.

Möglicherweise reagiert der Vater des Kindes auch deshalb so entfesselt, weil Jesus nicht recht auf seine individuelle und psychische Not einzugehen scheint.

Wenn wir heute vom Umgang mit Menschen mit Behinderungen in unserer Zeit sprechen, so ist diese Rede meist geprägt von den Debatten in der Sozialen Arbeit um Fragen nach dem Ende von Separation durch Integration.

Spätestens seit Inkrafttreten der UN- Behindertenrechtskonvention im Jahre 2006 ist die Debatte vom Begriff der Inklusion geprägt.

Menschen mit Behinderung haben in allen ratifizierenden Staaten das Recht auf „full and effective participation and inclusion in society“¹.

Dieses Recht ist für uns heute als primäre Form der Teilhabe eine Selbstverständlichkeit geworden.

Nicht so aber für die Generationen vor uns.

Es ist sicherlich nicht zu bestreiten, dass die Sozialreformen im 19. Jahrhundert für die die Namen Wichern, Fliedner und von Bodelschwingh in Hamburg, Kaiserswerth und Bethel stehen, ein echter sozialer Fortschritt für Menschen mit Behinderungen darstellten.

Doch dieser Fortschritt unter den damaligen Prämissen war nichts mehr als eine andere Form der Separation.

Menschen mit Behinderungen wurden beispielsweise in Neu-Bethel in Heimen untergebracht.

Dort wurden diese zwar besser betreut als Menschen mit Behinderungen in den Jahrhunderten zuvor.

Aber, es war eben nur ein Zwischenschritt zu unserer heutigen Rechtslage, nach der Menschen mit Behinderung am Leben der Menschen ohne Behinderung in vollem Umfang, ohne Einschränkung teilhaben können sollen.

Ja vielmehr: Die Welt der Menschen ohne Behinderung ist heute dem Diktum der Inklusion *verpflichtet*, die Umweltbedingungen so einzurichten, dass Menschen mit und Menschen ohne Behinderung darin gleich gut leben miteinander können.

Der Vater in unsrer Geschichte aber lebte dagegen noch unter den Bedingungen der totalen Ausgrenzung.

Es war selbstverständlich, dass ein Kind mit einer Behinderung zur sozialen Ausgrenzung der ganzen Familie führte.

Denn das Misstrauen gegen die Erkrankung, gegen den bösen Geist und die Angst vor Ansteckung mit diesem bösen Geist, führte zur sozialen Ausgrenzung, wie beim Aussatz der Leprakranken.

Und nun Jesus: Jesus tritt in unserem Text nicht sonderlich feinfühlig auf.

Vielleicht mag er noch von seinem Ereignis der Verklärung und Inthronisation auf dem Berg geprägt gewesen sein. Vielleicht war er auch einfach genervt von seinen Jüngern, die es wieder einmal ohne ihn nicht hinbekommen haben.

¹ https://www.institut-fuer-menschenrechte.de/fileadmin/user_upload/PDF-Dateien/Pakte_Konventionen/CRPD_behindertenrechtskonvention/crpd_en.pdf, S. 4; letzter Aufruf, 1.10.2019.

Vielleicht war er auch in Sorge, „wie werden die Jünger das Leben meistern können, wenn ich mal nicht mehr da sein werde?“

Der Vater sieht das Scheitern der Schüler Jesu gegenüber der Erkrankung seines Sohnes und traut nun auch dem Meister, dem Lehrer dieser μαθηται, nichts mehr recht zu: „Wenn du aber etwas kannst, so erbarme dich unser und hilf uns!“

Nahezu lapidar weist Jesus den Vater ab, da dieser nicht mehr daran zu glauben scheint, dass er, Jesus, mehr könne als seine Schüler. „Jesus aber sprach zu ihm: Du sagst: Wenn du kannst! Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.“

Das scheint für den Vater einfach zu viel zu sein.

Erst wird er seit Jahren von seiner Umwelt wegen seines Kindes ausgegrenzt.

Dann können die Jünger Jesu gegen die Erkrankung nichts ausrichten.

Dann geht Jesus auf seine seelische und soziale Not nicht ein, sondern weist alle Schuld wiederum zurück an den Vater des kranken Kindes. So wie es die Umwelt, die Nachbarn, die Menschen auf der Straße in seiner Heimatstadt seit Jahren tun: „Du bist selbst Schuld, wenn Du solch ein Kind gezeugt hast.“

Da bricht die ganze seelische Verzweiflung dieses Mannes aus ihm heraus und er schreit Jesus an mit dem denkwürdigen Satz unserer Jahreslosung:

„Ich glaube; hilf meinem Unglauben!“

III

Wer empathisch mitfühlen kann, mit diesem Vater, seinem Kind, seiner Familie, seinem Schicksal, wird denken: ‚Man muss doch etwas tun, um dieses Schicksal zu beheben. Das muss man doch heilen.‘

Vielleicht haben sich die Jünger von dem Vater auch dazu drängen lassen, etwas zu versuchen, das man sich bei Jesus nicht abgucken kann.

Jesus hat diese Gabe eben, Menschen haben diese eben nicht.

Wahrer Mensch und wahrer Gott, das ist mit diesem vom Berg der Verklärung zurückkehrenden Jesus nun Tatsache.

Es ist keine Methode der Wunderheilung, es ist die Mission Jesu auf dieser Welt, die Schicksale wenden kann.

Und wir?

Wo stehen wir?

Unsere Welt um uns herum scheint wieder einmal, wie schon so oft, unter dem Eindruck von vielfältigen Gefahren zu stehen.

In der Jugend meiner Generation waren es die atomwaffenstarken Großmächte und deren Blockvasallen, die jegliche Zukunft infrage zu stellen schienen.

Wir glaubten, aber da war doch diese Befürchtung, diese Ahnung vom atomaren Overkill, die uns in den Hofgarten nach Bonn zu Millionen jungen Menschen trieb.

Und heute? Die Welt, ob im unmittelbaren Umfeld oder in der globalen Ferne, erscheint nach einer Phase der Konsolidierung wieder unsicherer geworden zu sein.

Heute sind es neben gefährlichen Ultraschallwaffen, oligarchische Regierungen in West, Ost und Süd, die die Macht an sich reißen und zur Beschwörung nationalstaatlicher Integrität eben jenen Nationalstaat als Waffe gegen die anderen Fremden einsetzen wollen.

Der Soziologe Andreas Reckwitz aber auch Hartmut Rosa sehen hierin Anzeichen eines politischen und nationalen Verfalls, eben gerade jener Nationalstaaten.

Es sind Zeichen der inneren Krise des neoliberalistischen Wirtschaftssystems, eines Raubtierkapitalismus, der nach Ende des Kalten Krieges sich globalisiert hat.

Dieser reißt nicht nur Individuen, sondern auch Nationen, ja die ganze Schöpfung in den Abgrund.

Eine nun in unserer Zeit als *ökologischer Overkill* zu bezeichnende Katastrophe: Brennende Wälder in Australien, Sibirien und Brasilien, verstopfte Straßen, Überbevölkerung und eine leidende Schöpfung sind die Kennzeichen dieser Entwicklung.

Wir sind entfesselt, weil wir uns entfesseln lassen wollten.

Mehr und mehr haben wollten.

Und langsam erkennen wir, dass wir darin unserem Unglauben mehr dienen als unserem Glauben.

Aber, wir machen dann den gleichen Fehler, wie in unserer Erzählung die Jünger, die Leute, ja der Vater des kranken Kindes gemacht hatte: Alle in dieser Geschichte vertrauen ausschließlich auf ihre eigenen Kräfte und Möglichkeiten.

Sie glaubten an das Machbare, an das Greifbare, an sich selbst.

Jesus lässt sich nicht davon beeindrucken, dass etwas mit Händen, Kräften, Mächten und Gewalten getan werden könne, auch nicht mit Menschen, Tieren, Sensationen.

Es geht nicht um die fromme Show, das Versetzen von Bergen aus menschlicher Kraft.

Es geht Jesus nicht darum, sich in seinem Glauben beeindrucken zu lassen, von dem, was vor Augen ist.

Gott schaut das Herz an, der Mensch sieht nur, was er sehen will.

Was er anfassen kann,

was er bewegen kann,

was sich aktiv verändern lassen kann,

weil wir anpacken.

„Ich glaube, hilf meinem Unglauben“ ist zugleich die Aufforderung an uns, in diesem vor uns liegenden Jahr 2020 auch weiterhin dem Frieden nachzujagen (Jahreslosung 2019, Ps 34,15), weil dieser nicht von uns gemacht, geheilt, geschaffen oder vertraglich gesichert werden kann.

Nein, es ist die Aufforderung, bei allem, was uns täglich begegnet, ängstigt, bedrückt oder besorgt macht, uns nicht davon ablenken zu lassen, was wirklich Not tut, nämlich sich in der gesamten Existenz auf Gottes Handeln zu verlassen.

So wie es Ex. 14,14 sagte: „Der Herr wird für Euch streiten und ihr werdet stille sein.“ Oder wie es Karl Barth am Abend vor seinem Tode bei einem Telefonat gegenüber seinem Freund Eduard Thurneysen als letztem von ihm überlieferten Satz sagte: „Es wird regiert!“

„Ich glaube, hilf meinem Unglauben“, ist für 2020 und darüber hinaus bei allem, was in diesem Jahr uns schrecken und erfreuen könnte, den Blick einem Adler gleich auf das eigentliche fixiert zu lassen: nämlich auf Gott.

Erst dann brechen wir auf und ändern, was wir ändern können. Vorher aber nicht.

Wir können getrost auf das Wesentliche schauen.

Wenn wir Jesus nachahmen wollen, dann können wir dies tun, indem wir danach schauen, wie er an Gott geglaubt hat.

Dass will uns auch die Jahreslosung lehren.

Es geht um die Schärfung unseres Blickes auf das Wesentliche, auf Gott hin.

Die Bibel mit alledem, was wir an Weisheiten über den Glauben daraus entnehmen können, weist in jeder Zeile darauf hin.

Der Glaube an Gott ist der Schlüssel zu allem weiteren.

Wenn wir im Glauben unseren Weg gehen, dann müssen wir uns nicht erschrecken lassen, von den Schrecken, die uns begegnen sollten.

Lassen wir uns davon beeindrucken, dann siegt der Unglaube in uns und uns bleibt letztlich nichts als Angst und Bangen.

Die Jahreslosung 2020 ist uns eine Stärkung, immer wieder tagtäglich neu, unseren Blick zuerst auf unseren Glauben an Gott zu legen und uns nicht beeindrucken zu lassen, von dem, was uns täglich begegnet.

Dann packen wir an und tun, was nötig ist.

Und so lernen wir zu verstehen, was es bedeutet zu sagen:

„Ich glaube, hilf meinem Unglauben“

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne, in Christus Jesus, unserm Herrn. Amen.